

Zeitschrift: Badener Neujahrblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 77 (2002)

Artikel: Mit dem Bäderquartier verführen

Autor: Dohner, Max

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-324716>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mit dem Bäderquartier verführen

Max Dohner

Gift und Gegensatz

«Hör mal», sagte Eugen zu Caroline, «hier in Baden gibts eine Quelle, die heisst fast wie du Carolaquelle».

«Ach ja?», bemerkte sie und schaute weiter der Limmat zu, die unter dem Fenster vorbeifloss. Wie Caroline den Rauch ihrer Zigarette ausblies, zeigte Eugen in aller Deutlichkeit, dass ihr sterbenslangweilig war. Immerhin: Am strömenden Wasser hatte sie Freude bekundet, kaum hatten sie am reservierten Tisch Platz genommen. Er hatte gedacht, sie wolle die anderen Gäste im Auge behalten, um etwas von den hiesigen Streitigkeiten und Eitelkeiten aufzuschnappen. Aber sie bestand darauf, so zu sitzen, dass es ihr möglich war, müssig auf den Fluss hinauszublicken.

Für den Anfang wertete Eugen das als gutes Zeichen.

Das Restaurant hatte einen kuriosen Doppelnamen, «Pavillon Trinkhalle». Es klang zugleich modern und altmodisch. Zur Hälfte weckte es die Vorstellung eines ungezwungenen Beisammenseins, zum anderen Bilder oder Erzählungen von steifen, streng auf Gesundheit bedachten Kuren. Es war der alte Gegensatz von «Lifestyle» oder «Wellness», Tanz oder Erholung, Entertainment oder Ruhe. Seit Jahrzehnten scheint er das wirksamste Gift zu sein zur Lähmung des Quartiers und des Konzepts «ThermalBaden». Indes bot beides, das Heilsame und Verderbliche, gerade in seiner Unentschiedenheit doch beste Voraussetzungen, dachte Eugen, für eine Verführung? Er konnte das Temperament Carolines überhaupt nicht einschätzen; er wusste nicht, was sie liebte, was sie hasste, weil er sie vor wenigen Tagen erst kennen gelernt hatte. Seinen Vorschlag, ihr, der Orts- und Landesfremden, die Stadt zu zeigen, vielleicht abends miteinander auszugehen, fand sie zu seiner Verblüffung auf Anhieb eine «gute Idee».

Seither hatte er den Abend mit Umsicht vorbereitet.

Der Tisch über dem Wasser

Caroline war eine junge verwöhlte Frau mit feinen Nerven und Manieren, die viel herum gekommen war. Eugen entschloss sich, sie mit dem Bäderquartier zu verführen. Das hatte seiner Meinung nach als einzige Örtlichkeit in Baden Stil und Klasse. Zwischen «Verenahof», «Ochsen» und «Bären» bot es Raum für den philosophischen Genuss, Kulisse für raffinierte Leidenschaften, die an Schwarzweiss-Filme erinnerten, auf deren Dialoge man noch Sorgfalt verwendet hatte, war jedenfalls am weitesten entfernt von jener sinnentauben Spasskultur, die das Fest der Sinne bloss noch prätendierte und nachgerade alles in ihren Sog zu ziehen drohte. Als gäbe es neuerdings kein Glück mehr auf Erden, ohne dafür zu verdummen.

In Ordnung. Aber wozu um Himmelswillen denn «verführen»?

Das wusste Eugen nicht, er wollte es so genau auch gar nicht wissen. Einen weichen Abend an einen präzisen Zweck zu binden, dachte er, war etwas für Halbwüchsige, Unsensible, der Plan von Idioten. Lieber liess er alles offen, indes streng auf der Schiene der Verführung. Seiner Meinung nach war das kein Widerspruch: Man verschmolz mit einer fremden Seele nicht, ohne auch gemeinsam dem Zauber eines Ortes zu erliegen – besonders hier, zwischen diesen alten Hotels, alten Bäumen, alten Bädern.

Dass auch er zum alten Eisen gehörte, jedenfalls doppelt so alt war wie Caroline, hielt Eugen nicht für ausschlaggebend.

Er hatte den umtriebigen Wirt im «Pavillon», James Kong, gebeten, ihnen jene ruhige Ecke freizuhalten, die nicht zwischen Wänden versteckt, sondern von mehr als mannshohen Fenstern umgeben und damit hell und offen war. James war hier unten der Richtige, er war nicht zu zermürben. Er behauptete sich hartnäckig: mit seinem Serviertuch, den raschen Füssen, mit seinem zum Rossschwanz gebundenen Haar und seiner Emsigkeit in vielen Sprachen. Andere hatten es vor ihm versucht, alle hatten aufgegeben. Sie hatten das Leben mit Klavier anzulocken und zu verpflichten versucht, mit Sketches und «Güggeli im Chörbli». Wochen vor dem Entscheid hatte James einmal vor Eugens Gesicht seinen Tisch- und Küchenplan des «Pavillon» auseinander gefaltet und gefragt:

«Soll ichs wagen?»

Hinunter ins Bäderquartier – seit Jahren bedeutete das, sich selber aus dem Spiel zu nehmen, sich selber zu begraben.

Der Zweiertisch, auf den James später noch Kerzen stellte, schien genauso über der Limmat zu schweben wie als Tischlein-deck-dich unter den mächtigen Bäumen zu stehen, deren Äste sich bis zum Wasser hinunter ausbreiteten. Vom Fluss wurden sie genetzt und ein Stück weit mitgezogen, ehe sie wieder zurück-

schnellten, als bräuchten sie dieses Capriccio, als würden sie den ruhelosen Fluss mahnen, bremsen wollen oder liebkosend.

Das also hatte Caroline gefallen. Aber Eugen musste es zerreden:

«Betrachtet man das Wasser», sagte er, «die Wirbel, darüber die Äste, darin der Wind und die Vögel, muss man anerkennen: alles passt und tut den Augen gut. So ist die Welt ein Wohlgefallen – ganz im Gegensatz zum Allermeisten, womit der Mensch seinesgleichen verhöhnt und beleidigt.»

Eugen wies auf Bausünden in der Klus, Beispiele überheblicher Architektur bis auf mittlere Höhe der «Goldwand». Er zeigte am Fuss die halb an die Wand geklebte, halb hineingezwängte Strasse, auf den Betonkrebs der Zeit, der hier, beim «Pavillon», von den Bäumen so gnädig bedeckt wurde, dass Caroline die Hässlichkeiten hüben und drüben bald vergessen hatte. Eugen liess auch nicht unerwähnt, dass der Verwaltungsrat der «Verenahof AG» an moderne Architektur denke, um hier endlich aufzuräumen. Abraham J. Guggenheim, Direktor des Hotels «Verenahof» und von «ThermalBaden», klage die Denkmalpflege, zusammen mit der Stadt, mindestens des Bremsens und Verhinderns an, raune zwischen den Zeilen sogar von «Erpressung». Häuser wie das «Adlon» in Berlin oder das «Taschenbergpalais» in Dresden seien doch überzeugende Beweise, dass sich Neubauten in alte Quartiere fügen liessen. Warum solche Häuser nicht in der Schweiz (bzw. Baden) gebaut würden, könne jeder für sich selber beantworten.

Caroline langweilten diese Ausführungen, und Eugen erkannte seinen Fehler. Er wusste, dass ihr das Leben zu schade war für Behauptungen.

«Ja», ging Eugen zurück zum Anfang, eine Spur zu künstlich, zu enthusiastisch, «eine Carolaquelle gibts hier, eine Limmat- und Paradiesquelle, Kesselquelle, Wälderhutquelle, Schwanenquelle, einen Grossen und Kleinen heissen Stein, eine Adlerquelle...» – Dass es sogar eine «Strassenquelle» gab, verschwieg er wohlweislich. Dann fragte er:

«Caroline, was denkst du, wie heisst die neuste Utopie dieser Stadt?»

Sie lächelte, dachte kurz nach, zog ein ahnungsloses Gesicht.

«Die *Blaue Stadt*», sagte Eugen.

Dankbar stellte er fest, dass er ihre Aufmerksamkeit zurückgewonnen hatte.

Beitrag zur Folklore eines Orts

«*Blaue Stadt?* Blau wie was?», fragte Caroline.

«Och, blau wie dasjenige, das man hier schon vom Himmel geschwatzt und versprochen hat. Oder das Blau, das sich in Glastürmen und Glasquadern hätte spiegeln sollen – oder in Seifenblasen, bis sie platzen, je nachdem. Hellblau wie die Scherben, die übrig geblieben sind, nachdem fein austarierte Projekte, kostbar

und delikat wie mundgeblasenes Glas, dennoch wieder zerschlagen wurden. Woran sich der eine oder andere dann schnitt. Manchmal an der alten Wunde vom letzten Mal, die gerade verheilt schien.»

Caroline legte Messer und Gabel zusammen auf den Teller. Sie hatte gespeist, jetzt wollte sie nur noch zuhören.

«Du kannst es dir auch blue ausmalen, meine Liebe, will sagen: depressiv und aussichtslos. Melancholisch bei etwas Abstand. Dann singst du den *Ol' Baden Town Blues*, die Leier in Moll von dem, was hier alles vergangen, vernachlässigt, beschworen worden, was hier alles verflossen und verweht ist. 2000 Jahre! – und ich übertreibe nicht. Darüber haben sich schon andere gewundert. Überhaupt: Was man übers Bäderquartier auch sagt und klagt – immer kann man sicher sein, dass es andere, viele andere auch schon gesagt und beklagt haben. Eine solche Litanei kann einen erheblichen Teil leisten zur Folklore eines Orts. Daraus kann sich im Lauf der Zeit durchaus Tradition entwickeln. 1979 schrieb eine vom Stadtrat bestellte Arbeitsgruppe *Kurortplanung* in ihrer Lagebeurteilung: *Bei den Badenern selbst fehlt das Bewusstsein, dass ihre Stadt 2000 Jahre lang ein führender Kurort in Europa war*. Also ist alles dunkelblau wie die Nacht, zappendusterblau...»

«Oder blau, wie du mich allem Anschein nach machen willst», sagte Caroline, «hast du den Gewürztraminer nachbestellt?»

«Ach, den schaffen wir schon. Und ebenso den Dessertwein. Den aber nehmen wir drüben in der ›Blume‹ ein.»

«Die ›Blaue Blume‹ der Romantiker, nehme ich doch an.»

«Nicht ganz. Aber Atmosphäre hat sie, und einen Paternoster – so sage ich jenem Ding, dem sage ich nicht *Lift* – gibts auch. Mich wundert, dass nicht mehr Leute aus Basel oder Zürich zu Johann Erne in die ›Blume‹ kommen. Wohin du blickst, bauen sie die Welt zur Fun-Arena um, zum globalen Ballermann. Hier aber traktiert man dich nicht mit Animateuren. Hier darf sich dein Geist mit Müdigkeit trösten, musst du dich nicht pausenlos *fitten* und *gut drauf* sein. Hier sind dein Wille schwach, die Erinnerung mild und die Gefühle wunderbar trügerisch.»

Caroline lächelte. Sie hatte verstanden, dass Eugens letzte Bemerkung eine kaum mehr verhüllte Einladung war.

«Und die *Blaue Stadt*?»

«Als der Begriff im Frühling 2000 auftauchte, wurde er mit dem üblichen Auf!-Auf!-und-jetzt-aber!-Vokabular garniert: *Vision, Aufbruch zu neuen Ufern, Weltenkonzept, in der Leaderrolle in die neue Bäderzukunft, Innovationsstrategie, Rettung für die verlorene Stadt*, usf. Man hätte den Wörtermörtel problemlos aus den rhetorischen Stützbauten früherer Vorhaben klauben können. Mit dem Com-

puterverfahren *Copy/Paste* wird das bald gar keine Mühe mehr machen. Dann recyclieren sich hier Optimismus, Ernüchterung und Depression fast von alleine. Der Gedanke hinter der *Blauen Stadt* ist einfach: beide Ufer verbinden, die Stadt ans Wasser binden, mehr Betrieb mit Bars und Unterhaltung, das Ganze als Ganzes sehen, alles Störende – etwa den Verkehr – daraus verbannen. Man kann etwas auch eine *Vision* nennen, das auf der Hand liegt. Ich frage mich, ganz allgemein, ob Vollmundigkeit geeignet ist, Investoren zu verführen. Sollte das tatsächlich funktionieren, würden Investoren tatsächlich nur dem Wortschaum erliegen, wären das am Ende die richtigen Investoren?»

«Jetzt wirst du sarkastisch. Das mit dem Trost der Müdigkeit hat mir besser gefallen.»

«Das Stichwort für die ‹Blume›! Ich bin bereit, wollen wir sofort gehen?»

«Vorher sagst du mir noch, worauf die Bemerkung mit den verführten Investoren gemünzt sein sollte.»

«Ach – darauf, dass mit Worten so viel Schabernack und Schindluder getrieben wird im Lauf der Jahre. Als verrotteten Wörter von selbst, nur weil sie keine Dauer haben. Es ist eines, geschickt oder ungeschickt zu versuchen, ein paar Dinge ins Rollen zu bringen. Und etwas anderes, diese Anstrengungen zu verbrämen. Das ist hier oft geschehen: Der Rhetorik der Tat folgten weiter nur Worte statt Taten. Man sollte jene zur Rechenschaft ziehen können, die gern den Mund voll nehmen. Sie schaden nicht zuletzt der Sprachökologie. Im Bäderquartier gabs und gibt es stets von beidem: Investoren, die verführt werden müssen, aber auch solche, die selber zu verführen suchen. Das wohl zweifelhafteste Beispiel dafür schildere ich dir aber jetzt wohl wirklich drüben in der ‹Blume›.»

Wie Schemen in den Schwaden

Einen guten korsischen Nachtischwein bekamen Eugen und Caroline serviert in der «Blume». Wenige Gäste sassen ringsum an den Balustraden. Abermals kam man sich vor wie im Dekor eines Films. Tatsächlich nutzten schon Regisseure die geschützten Salons, Mauern und Fassaden, den «Limmathof» beispielsweise, wo eine Mordszene für die Verfilmung von Dürrenmatts «Justiz» abgedreht wurde. Dieser hier spielte vielleicht im Milieu des mexikanischen Landadels und handelte im Atrium einer Hacienda von Macht, Glanz und Intrigen: ein Gespinst, durch das wie bei Juan Rulfo die Seelen der Verstorbenen irrlichterten, nicht anders, als draussen beim Thermalbad, kurz vor dessen allabendlicher Schliessung, die Schemen der letzten Badenden durch die Dampfschwaden glitten.

«Schleier und Schemen», seufzte Eugen, «genauso tappen wir durch die vielen Versprechungen, die sich uns bieten.»

Caroline war beschwipst, nicht mehr imstande, den theatralischen Rückfall Eugens zu missbilligen.

«Einer versprach vor einem halben Dutzend Jahren», erzählte Eugen, «den Klacks von 150 Millionen. Und wieder spülten die Limmatwellen die sattsam bekannten Blähwörter ans Ufer: *multifunktionales Zentrum, zündender Punkt, Turnaround, Einmaligkeit...* Bitte entbinde mich von der Strafe, liebe Caroline, dir das alles nochmals aufzublasen. Im damaligen Lokalblatt brach Jubel aus über die Investoren aus Israel, die im Las-Vegas-Stil eine *Riverfront* planten, Jubel mit Mores: Die Müden, die ihr Bäderquartier liebten, ihrer Skepsis sei Dank, wurden gleich in die Ecke gestellt als Schadensboten ewiger Resignation und Tristesse. Natürlich drangen kritische Stimmen trotzdem durch. Sie hatten Hinweise gefunden, um vor den zwielichtigen Investoren zu warnen. Das tat weh. Denn ein Modell der *Riverfront*, deren eine Turm an Konstruktionen gemahnte, die heute Schanghai, Seoul oder Kuala Lumpur erschlagen – man beantwortete selber die Frage, weshalb nicht auch Städte hier zu Lande? – ein Modell also war bereits zu bewundern. Man durfte es gewissermassen noch einmal ansehen, um anschliessend in Raten davon Abschied zu nehmen. Ein Badener Stadtrat sagte am Ende der Träume: *Wir, die Badener und Israeli, waren heftig verliebt ineinander. Wie es bei einer grossen Liebe so geht: Bei genauerem Hinsehen tauchen plötzlich Probleme auf, und eines Tages bleibt nichts als die Scheidung.*»

«Die Leute hier», sagte Caroline, «scheinen von der Liebe viel zu verstehen.»

«Wie bitte? Wer ist nun sarkastisch?»

«Nein, mein Guter. Du hast mich schön müde gemacht. Ich fühle mich ganz still und im Frieden. Ich denke einfach: Nichts treibt oder lockt die Leute so sehr irgendwohin als die Hoffnung auf Liebe. Also müsste man hier doch nur Jugend zwischen den Mauern flanieren lassen, die Aufregung ihrer Herzen hineinstreuen – was spielte es dann für eine Rolle, dass es alte Gemäuer wären?»

«Du wirst es möglicherweise nicht glauben wollen», antwortete Eugen, «aber von der Liebe hat man in der Vergangenheit hier viel verstanden. Zum mindest hat man daran geglaubt, dass Liebe mehr zur Gesundheit beitragen kann als alle ärztlichen Remeduren und Ertüchtigungs-Programme. Ihretwegen reisten die Leute von weit her, um sich hier zu vergnügen, fast ein wenig wie im Garten Eden, sogar Mönche und Kirchen-Emissäre. Das ist verbürgt. Man kann das nachlesen. So schreibt etwa der päpstliche Sekretär, Gian Francesco Poggio, 1416 in einem Brief an seinen Freund Niccolò Niccoli: *Lustig ist es anzusehen, wie da zugleich alte abgelebte Mütterchen und junge Mädchen, nackend vor aller Augen heraussteigen. Wunderbar, in welcher Unschuld sie leben, in welch unbefangenem Zutrauen die Männer zuschauen, wie Fremde gegen ihre Frauen sich Freiheiten herausnahmen; nichts*

beunruhigt sie. Priester, verrät Poggio, baden mit Frauenzimmern, vergessen alle Zwänge ihrer Gelübde.»

«Ach, diese bis zum Überdruss wiederholten Legenden... Ich habe Poggios Brief im Historischen Museum auch gesehen.»

Eine enttäuschende Bemerkung Carolines. Sie konnte jedoch Eugens Fahrt, dank dem korsischen Wein, längst nicht mehr bremsen:

«Das sind Zeugnisse und Beschreibungen», fuhr er fort, «die in gemalter Form vielleicht ein Bild des Paradieses entwerfen, wie es Gauguin später, mit anderem Personal und anderer Kulisse, von Tahiti gemalt hatte. Zumindest war das eine Vorstellung von Welt und Genuss ohne Sünde, einer diesseitigen Welt. Mir will fast scheinen, als ob die Leute damals eine stärkere Idee oder Erfahrung von dieser Möglichkeit gekannt haben als die Hedonisten heutzutage, die sich keinen Deut um Transzendenz scheren, also auch nicht unterscheiden können, was ein nachhaltiger Genuss ist und was flüchtig wie ein Wirbel im Limmatwasser. Sei es das, sei es Liebe. Und dann bräuchte es vielleicht nur noch einen Tick des Glücks. Die Lizenz fürs Casino, vor allem die A-Lizenz, würde hier unten schneller mehr verändern, als alles, was man aus den unzähligen Studien herausfiltern kann bis dato: alle *diese Lagebeurteilungen* wie 1979, die spärliche Ernte nach der *Gästebefragung* vor gut zwanzig Jahren mit den Rubriken *Stärken* und *Schwächen*. Analysen, die zu Erkenntnissen gelangten, die man ohne den ganzen Aufwand mit gesundem Menschenverstand auch gewonnen hätte. Die *Entwicklungsvorschläge* vom August 1980 mit ihren oberlehrerhaften Überlegungen zum *Marktwahl-Entscheid*. Die Diplomarbeit einer Regula Hurter am Geographischen Institut der Universität Zürich-Irchel aus dem Jahr 1990: *Erfolgskontrolle des Kurortkonzeptes Baden...* Und dann muss man am Ende doch nur auf *Pair* oder *Impair* setzen, *Rouge* oder *Noir* – und die ganze Welt sieht anders aus. Auch die Welt der Bäder. Möglicherweise warten einige von denen, die hier unten die Zukunft in Händen halten, nur darauf, wie diese Kugel rollt.»

Eugen erwartete, dass Caroline etwas sagte. Doch schien sie keine Lust mehr zu haben. Sie befand sich wunderschön am Rand der Worte. Das Quartier hatte wieder mal gewirkt, es hatte wieder mal weit die Nacht öffnen können.

Nun konnte sie noch lange dauern.